

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 8.

Berlin, Donnerstag den 18. Januar

1844.

### England.

#### Sagen und Erzählungen des Mittelalters.\*)

Herr Thomas Wright, Mitglied der Percy-Society in London, die sich mit der Sammlung von Volksagen und Volksliedern beschäftigt, beabsichtigt die Geschichte der Sagen- und Erzählungs-Literatur des Mittelalters zu schreiben und hat einstweilen als Ergebnisse seiner darauf bezüglichen Forschungen bereits im Jahre 1838 *Early Mysteries and other latin poems of the twelfth and thirteenth centuries* und im vorigen Jahre das in der Anmerkung genannte Werk vorausgeschickt, das, trotz der geringen Zeit, die der Verf. darauf verwandt hat, doch eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Sagen und Erzählungen des Mittelalters enthält, die er nur aus den handschriftlichen Quellen des britischen Museums geschöpft hat. Obgleich wir nun schon ähnliche Sammlungen aus früherer Zeit besitzen, so würden, wie Herr Thomas Wright meint, die übrigen Bibliotheken Englands und ganz besonders die des Festlandes mit ihren reichen Schätzen, die darin noch vergraben liegen und nur auf einen glücklichen Finder warten, dieselben bei einer fleißigen Durchsichtung bedeutend vermehren können. Bei dem Sammeln der einzelnen Sagen und Erzählungen drang sich ihm eine Bemerkung auf, die er in seinem vorhergehenden Werke weiter ausführen will, nämlich, daß ein großer Theil derselben aus dem Orient nach dem Occident gewandert und mehrere auch aus klassischen Schriftstellern entlehnt seyen, obgleich sie durch das gothische Kleid, das sie während der Uebersiedelung angenommen hätten, oft ziemlich unkenntlich geworden wären. Die zwei bekanntesten Beispiele direkter Abstammung aus dem Osten sind die Sammlung von Peter Alfonsus, welche den Titel: „*Disciplina clericalis*“ führt, und diejenige, welche unter dem Namen „*Die sieben weisen Meister*“ so populair geworden ist.

Daß wir so reiche Schätze von mittelalterlichen Erzählungen besitzen, und daß sie sich noch bis jetzt erhalten haben, verdanken wir einer Gewohnheit, welche den Mönchen den Spott der ersten Reformatoren zuzog. Die Prediger nämlich des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts suchten durch Märchen und Fabeln, von denen sie eine moralische Anwendung machten und denen sie eine mystische Bedeutung beilegte, ihre abstrakten Texte konkreter und ihre Lehren eindringlicher zu machen. Sie mußten daher eine große Anzahl interessanter Märchen immer bereit haben und sammelten sie aus allen Quellen, die sich ihnen darboten. Je populairer diese Quellen waren, desto besser, weil sie so die Aufmerksamkeit der Zuhörer um so leichter anzogen. Manchmal wandten sie auch die im Volke gangbaren Schwänke, satirischen Anekdoten und gewisse Richtungen des Zeitgeistes moralisch an, — eine Sitte, die wir auch in der neuesten Zeit wieder einige Mal ganz in unserer Nähe erlebt haben; bisweilen benutzten sie auch dazu die *Fabliaux* und die metrischen Erzählungen oder die sogenannten Komödien der Jongleurs und Minstrels, und nicht selten machten sie Auszüge aus größeren Romanen oder Rittergedichten. Jeder Prediger legte sich zu seinem Gebrauche solche Sammlungen an: — er schrieb die Erzählungen, welche er aus dem Munde seiner Freunde hörte, lateinisch nieder, vermehrte sie aus den bereits vorhandenen Sammlungen oder übersezte die Geschichten, welche er in einer fremden Sprache las, in das Lateinische. Daher mag es kommen, daß man selten zwei mit einander übereinstimmende Sammlungen findet, und daß eine und dieselbe Geschichte in verschiedenen Manuscripten auf verschiedene Weise erzählt wird. Obgleich diese Sammlungen in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts angelegt wurden, so gehört doch die größere Zahl der noch vorhandenen Handschriften dem 14ten Jahrhundert an. Im 14ten Jahrhundert nämlich sammelten mehrere Schriftsteller diese Erzählungen mehr systematisch und theilten sie zum Gebrauche künftiger Prediger in Bücher ein. Das merkwürdigste Werk dieser Art sind die bekannten *Gesta Romanorum*, über deren Schicksale Herr Keller in seiner neuen Ausgabe ausführlich spricht. Die anderen Sammlungen sind meistens aus Kollektaneen-Büchern oder aus Predigten entstanden. Zu dieser Klasse gehört besonders die *Summa Praedicatorum* von Johannes von Bromyard, einem englischen Dominikaner, der in der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebte, und das *Promptuarium Exemplorum*, eine etwas wüste Compilation aus der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts. Aus diesen beiden Sammlungen, von denen die erste im J. 1485 zu Nürnberg und die andere zu Anfange des 16ten Jahr-

hundreds mehrmals abgedruckt ist, hat Herr Thomas Wright mehrere Erzählungen in seine Sammlung aufgenommen.

Aber nicht bloß durch geschriebene Sammlungen sind, wie wir eben gesagt haben, uns diese Erzählungen erhalten worden, sondern auch durch mündliche Tradition, durch welche sie von Geschlecht zu Geschlecht, von Nation zu Nation fortgepflanzt wurden. Es würde gewiß ein helleres Licht auf die Literaturgeschichte des Mittelalters werfen, wenn man untersuchte, wie diese Geschichten und Sagen in den politischen und religiösen Revolutionen, die auf die Erfindung der Buchdruckerkunst folgten, verloren gingen und dann plötzlich in den Anekdotenbüchern und anderen ähnlichen Werken, die im 16ten und 17ten Jahrhundert verfaßt wurden, wieder erschienen.

Herr Thomas Wright verdient unseren wärmsten Dank, daß er seine Sammlung von Erzählungen bekannt gemacht hat, und wir wünschen mit ihm, daß auch in den Bibliotheken des Festlandes die verborgenen Schätze ans Licht gezogen werden möchten; denn sie sind nicht bloß literarhistorisch wichtig (so ist die Geschichte Nr. CXXVI. *De milite conventionem faciente cum mercatore* S. 114. die Quelle zu dem Theile von Shakespeares Kaufmann von Venedig, der von dem Juden Shylock handelt), sondern sie verdienen auch noch in vielen anderen Rücksichten unsere Aufmerksamkeit. Es giebt vielleicht wenige Schriften, welche ein helleres Licht über das Privatleben und die häuslichen Sitten unserer Vorfahren werfen. Sie enthalten charakteristische Anekdoten über die verschiedenen Stände der Gesellschaft; mehrere der in Herrn Wright's Sammlung aufgenommenen schildern den Charakter der Jongleurs oder Minstrels; andere enthalten Bruchstücke aus englischen und französischen Volksliedern; wieder andere beschreiben die Sitten der Mönche und schildern den Volksglauben der alten römischen Kirche. Von den letzten, sagt der Sammler, habe er eine so große Anzahl gefunden, daß er bei der Auswahl derselben zur Aufnahme in seine Sammlung sich habe absichtlich mäßigen müssen, zumal da sie in der Schilderung der Vermittelung und Kraft der heiligen Jungfrau Maria so widerwärtig profan seyen.

Was die Latinität dieser Erzählungen betrifft, so soll es kein herber Tadel seyn, wenn wir sagen, daß das echte Mönchs-Latein sich darin findet. Da der Styl höchst einfach und die Darstellung verständlich ist, so lassen wir es uns schon gefallen, wenn in den Bedeutungen, Formen und Wortfügungen grobe Verstöße gegen die alte Grammatik vorkommen. So wird in Nr. I. das Partizipium *praefatus* in passiver Bedeutung gebraucht; in Nr. LXXXVII. ist das Verbum *Poenitere* persönlich angewandt worden; dasselbst heißt es nämlich: *Et bene ille numeratis deinde et solutis, poenituit venditor, volens mercatum servare.* Was falsche Formen anbetrißt, so findet man nicht selten *poteret* statt *posset*: z. B. in Nr. LXXXIX: *Non poteret haec pestis mortalitatis cessare nunquam antequam mortuum in fossa humo ponamus etc.*

Um auch Proben von der Darstellung zu geben, wollen wir einige der kürzeren Erzählungen in wortgetreuer Uebersetzung mittheilen:

#### CIV. Die beiden Blinden.

Es waren einmal in Rom zwei Blinde. Der eine derselben rief täglich in den Straßen der Stadt: „Dem ist geholfen, dem Gott hilft“; der andere hingegen rief: „Dem ist geholfen, dem der Kaiser hilft.“ Da sie dies täglich thaten und der Kaiser es oft hörte, so ließ er ein Brod backen und es mit vielen Geldstücken füllen. Dieses mit Geld gefüllte Brod ließ er dem einen Blinden geben. Da er das schwere Gewicht des Brodtes fühlte, so verkaufte er es dem anderen Blinden, als er ihm begegnete. Der Blinde, der das Brod gekauft hatte, trug es nach Hause, und als er es gebrochen hatte und das Geld darin fand, so dankte er Gott und hörte von nun an auf zu betteln. Da aber der andere immer noch in der Stadt Brod bettelte, so rief ihn der Kaiser zu sich und fragte ihn: „Was hast du mit dem Brodte gemacht, das ich dir gestern habe geben lassen?“ Er antwortete: „Ich habe es an meinen Freund verkauft, weil es mir teigig (*crudum*) zu seyn schien.“ Der Kaiser aber sagte: „In der That, wem Gott hilft, dem ist geholfen“, und trieb den Blinden von sich.

#### CXXXVII. Der Minstrel und der König der Franken.

Ein Minstrel soll dem Könige der Franken, der ihn fragte, warum es jetzt nicht mehr so tapfere Soldaten gäbe, wie zu der Zeit, als Roland und Oliver lebten, geantwortet haben: „Gieb mir einen solchen König, wie

\*) A selection of Latin stories, from Manuscripts of the thirteenth and fourteenth centuries: a contribution to the history of fiction during the middle ages, edited by Thomas Wright, Esq. London 1842. 8. XV. u. 255 S.

Karl der Große war, und ich will Dir solche Soldaten geben, wie Du genannt hast."

#### CXXXVIII. Die normännischen Wölfe und die englischen Hunde.

Als der König von England in der Normandie jagte, kam ein Wolf und stellte sich den Hunden entgegen. Ein normännischer Soldat, der den Wolf in Lebensgefahr sah, stand ihm gegen die Hunde bei und befreite ihn. Als aber der König, der sich darüber wunderte, nach der Ursache dieser Handlungsweise fragte, so antwortete er, daß er die normännischen Wölfe mehr liebe, als die englischen Hunde.

(Schluß folgt.)

### Italien.

#### Oper und Schauspiel in Neapel.

(Schluß.)

Am nächsten Sonnabend geht's gerade wieder so. Selten währt eine solche Posse länger als vierzehn Tage. Nicht eine existirt weder gedruckt noch handschriftlich. Altavilla selbst, wenn er einen Augenblick Muße hätte, könnte ohne Zweifel in seinem Gedächtnisse nicht wieder auffinden, was er Alles an Witz und augenblicklicher Phantasie verschwendet hat. Und doch verdiente gar manche jener in den Wind gestreuten Ideen länger zu leben und sorgfältiger bearbeitet zu werden. Es ist traurig, zu sehen, wie eine so herrliche Kraft unter dem Drucke gebieterischer Forderung sich aufreibt.

Moliere nahm, wo er fand. Es läßt sich denken, daß auch der Dichter von San-Carlino sich nicht schämen wird, von seinen Nachbarn zu borgen. Fremde Dramen, Vaudevilles, Tragödien, Alles ist willkommen, um den Plan zu einer Posse zu leihen. Das wahre Improvisations-Genie Altavilla's zeigt sich in der Benutzung eines Ereignisses der laufenden Woche, eines Kapitels der Tagesgeschichte, eines Journal-Artikels. Das Theater della Fenice verfährt eben so, und die Konkurrenz gebietet, nichts unbenuzt vorüber zu lassen. Ich habe während meines dreimonatlichen Aufenthaltes in Neapel wohl sechs solcher Gelegenheitsstücke gesehen.

So wohnte im Hotel della Vittoria eine russische Dame, welche sich nie leben ließ und nur des Nachts ausfuhr. Alsbald verbreitete sich das Gerücht, daß diese Dame einen Totenkopf habe und demjenigen unermesslichen Reichtum verspreche, der sie ungeachtet dieses gefährlichen Uebelstandes heiraten wolle. Die ehrlichen Fischer und Lazzaroni, eben so leichtgläubig als Don Pancrazio, versammelten sich bereits vor dem Hotel, in der Hoffnung, daß sich die Dame zeigen würde, und fühlten ihrem Muthe weislich den Puls, ob sie auch im Stande seyn würden, den ersten Anblick zu ertragen. Alsbald las man auf dem Zettel des Theaters della Fenice: La Donna colla maschera di morto. Das Stück sprudelte von Späßen und war vortrefflich gelungen.

Eines jener Werke, aus denen man erseht, daß die italiänische Literatur mit Volzen nach Späßen schießt, weil ihr das Pulver verboten ist, gewährte dem Altavilla gleichfalls eine komische Idee. Es war, glaube ich, ein mythologisches Buch, in welchem weitläufig über die elysäischen Felder gehandelt wurde. Am nächsten Sonnabend Abend fragten Pancrazio und seine betagte Ehehälfte einander, ob dieses Paradies der Alten nicht auf Erden liege, und versprachen demjenigen ihre Tochter zur Frau, der sie dahin führen würde. Natürlich kamen der Liebhaber, das Fräulein und Polichinello sogleich überein, die Alten zu täuschen. Einer verkleidete sich als Jupiter, der Andere als Merkur, und Pancrazio wird mit verbundenen Augen in einen Garten geführt. Plötzlich aber erscheint das Dienstmädchen, welches an der Thür gehorcht hatte, in der Gestalt Diana's, mit zwei Küchensjungen, die in Halbgötter verkleidet ihren Wagen mit Höllenspektakel begleiten. Die anderen Götter ergreifen bestürzt die Flucht. Jupiter springt vom Throne, Juno fällt langaus auf die Erde, Merkur wirft seinen Caduceus in die Kesseln und entläuft aus Leibeskräften. Das hatte weder Sinn noch Verstand, aber es war zum Todtlachen.

Die Fabel vieler dieser Stücke ist ein bloßes Luftgebild, das der Wind verjagt. Der Reiz besteht in der Raibetät der Arbeit, der Anspruchslosigkeit und dem Talente der Schauspieler. Um ein Quiproquo ist Altavilla nie verlegen; Polichinello's Baselei und Pancrazio's Dummheit stehen ihm auf die bequemste Weise zu Diensten. Polichinello antwortet auf eine halbgehörte Frage dreimal: ja! während er nein sagen will; und Pancrazio mit seiner schweren Zunge braucht ein Wort für ein anderes.

Die Personen, deren Charaktere dem Publikum bekannt sind, dienen den satirischen Absichten des Dichters vortrefflich. Dadurch allein, daß eine Klasse der Gesellschaft, ein Laster, eine Leidenschaft, unter der Maske Polichinello's oder der Perrücke Pancrazio's dargestellt wurden, hat sie das Lächerliche bereits erreicht. Man braucht nur von ihnen zu reden, um sich auf ihre Kosten lustig zu machen. Altavilla ist besonders ausgezeichnet in der Darstellung von Charakteren aus dem Volke. Er kennt die Sprache der Fischer, der Lazzaroni, der Bökerinnen und des Landvolkes. Ihre Schwächen, ihr Aberglaube, ihre Leidenschaften gewähren ihm die herrlichsten Scenen, und auch das Parzenon zieht seine Frucht davon.

Dst leihen die kleinen Theater Stoffe von den großen, und ein frostiges,

langweiliges Stück wird unterhaltend, wenn es die Scene ändert. So hatte die Truppe der Fiorentini ein Lustspiel gegeben unter dem Titel „nach sieben- undzwanzig Jahren“. Altavilla gestaltete es zu einer Posse um. Pancrazio war von Seeräubern gefangen worden und kehrt nach siebenundzwanzig-jähriger Abwesenheit nach Neapel zurück. Alles in seiner Familie ist umgewandelt. Er bringt Sitte und Sprache seiner Zeit mit, und man spottet über ihn. Man stellt sich, als begriffe man den neapolitanischen Dialekt nicht mehr. Donna Pancrazia spricht französisch, die Kinder radebrechen nur italiänisch. Das Hauswesen ist auf englischen Fuß eingerichtet. Als der gute Mann seine Macaroni verlangt, bringt man ihm eine Tasse Thee. Seine Schwiegertochter schilt und hofmeißelt ihn bei jeder Gelegenheit. Er entdeckt ein Komplott der Kammerjungfern, welche ihm sein Silberzeug stehlen wollen. Ein Abenteuerer hat seine Enkelin verführt und will sie in der Nacht entführen. Pancrazio sieht sich in die Nothwendigkeit versetzt, seine Kinder um eine Unterredung zu bitten, während Frau und Schwiegertochter ausgegangen sind, und erzählt ihnen seinen Kummer in lächerlichen und rührenden Ausdrücken. Ich glaubte einen Augenblick, daß diese Scene klassisch werden würde, unter Moliere's Händen wäre sie sicher hinreißend geworden. Aber Altavilla hat leider nicht Zeit zur Ausführung und behandelt die schönsten Stellen eben so leicht hin, wie eine Marktschreierposse. Die, wenngleich kurze, väterliche Berzweigung des armen Pancrazio erregte mir eine tiefe Bewegung, denn es ist nichts rührender, als die Vermischung des Komischen und Empfindsamen. Die Italiäner benutzen diese herrliche Vereinigung zu wenig, obgleich sie gerade ihrem Charakter so zu Gebote steht. Shaffpeare's Humor hat bei weitem nicht diesen Reiz, weil die Ironie der Combination stets einen bitteren Beigeschmack verleiht.

Auch phantastische Vorstellungen läßt sich das neapolitanische Publikum gern gefallen, wenn sie nur amüsant sind. Dort kennt man das tiefe Geleis der Gewohnheit nicht, in welchem unsere Theater sich direkt zur Langeweile hinschleppen. Wir leihen unser Ohr mit Vergnügen hundert Abgeschmacktheiten, wenn sie nur aus dem wirklichen Leben geschöpft sind, und widerlegen uns mit falschem sogenannten gesunden Menschenverstande jeder originalen und neckischen Idee. Das kommt daher, weil wir weit weniger beachtlichen, uns zu unterhalten, als vielmehr, uns ein Ansehen zu geben, Meinungen zu äußern und Urtheile zu fällen.

Während der vierzehntägigen Fastenzeit sind die Masken auf den Theatern Neapels durchaus verboten, und Polichinello verwandelt sich in den Pascariello. Das ist ebenfalls ein schelmischer, faseliger, aufschneidender und naschhafter Diener, aber minder phantastisch als Polichinello. Seine Scherze verlieren mit der halben Maske etwas von ihrer Kraft. Die anderen Rollen bleiben Jahr aus Jahr ein unverändert.

Die alte und naive Gewohnheit, das Publikum anzureden, hat sich in San-Carlino und La Fenice erhalten. Don Pancrazio, Komiker vom Scheitel bis zur Zehe, erfindet jeden Abend in Compagnie mit Altavilla eine neue geistreiche Wendung, mit welcher er das Stück des folgenden Tages oder die Benefiz-Vorstellungen ankündigt. Am Tage vor dem Schlusse der Theater während der Marterwoche war ich in San-Carlino in der Loge einer neapolitanischen Dame. Don Pancrazio hielt seine Allocution in folgender Weise:

„Meine Herren, ich habe viel Kinder, die alle gesunde Zähne besitzen und eine ganze Schüssel Macaroni wie eine Feige verschlingen. Außerdem haben sie mir so viel Gläser zerbrochen, daß ich sie muß aus der hohlen Hand trinken lassen. Ferner muß ich sie künftige Woche mit Oftereiern bedenken. Meine Kollegen und der Herr Direktor wollen mir freundlichst zu Hülfe kommen und am Tage der Wiedereröffnung zu meinem Benefiz ein neues Stück zur Auführung bringen. Wir werden die Guape (die Renommisten) geben, und ich empfehle mich Ihrer Großmuth.“

Darauf machte der Schauspieler im Kostüm die Runde durch den Saal und ersuchte die Honoratioren, ihre Logen gefälligst für die Benefiz-Darstellung zu behalten. — Ich hätte das Stück gern gesehen, aber am Ofter-Montag reiste ich nach Sicilien, und bei meiner Rückkehr war es bereits von den Brettern verschwunden.

(R. d. P.)

### Guiana.

#### Robert Schomburgk's Reisen im innern Guiana.

Wir sind in den Stand gesetzt, über die Schicksale und Entdeckungen des wackeren deutschen Reisenden auf seiner neuesten Unternehmung in das Innere Guiana's etwas Ferneres mitzutheilen. \*) Robert Schomburgk und seine Begleiter befanden sich gegen Ende Juli 1842 am Strome Kapbu, und zwar in sehr bedenklichen Umständen. Die Lebensmittel waren knapp und wenig Aussicht auf ein baldiges Obdach vorhanden. Die Ufer des Flusses sind ein Paar Tagereisen unterhalb seines Entstehens von Eschikiana-Indianern bewohnt; und weiter ostwärts ist das Gebiet des furchtbaren Stammes Kortolpityan oder der Tapir-Indianer. Diese Wilden werden von den übrigen Stämmen als Menschenfresser beschrieben. Sie sollen ihre Feinde verzehren und aus den Schädeln der Besiegten Trinkgefäße machen.

„Anlangend jene kriegerischen Weiber, die Amazonen Amerika's“ — sagt Herr Schomburgk — „so konnten wir über sie keine genaue Kunde einziehen.“

\*) Man vergleiche Nr. 99—102 des vorjährigen Magazins.

Unsere gegenwärtige Reise scheint sie aus ihrem letzten Aufenthalt, dem oberen Rio das Trombitas, verschleucht zu haben. Herrera und Cunha melden uns, daß Drellana, als er an der Mündung des Flusses Kunurik (dem jetzigen Trombitas) landete, von Indianern angegriffen worden sey, unter denen er auch kämpfende Frauen bemerkt habe; und da weder ein Brasilianer noch ein Europäer jemals im Stande gewesen ist, den Fluß hinan vorzudringen, so wurde die Weiber-Republik an seine Quellen verpflanzt. Es that uns fast leid, daß wir die letzte Hoffnung, jene romanhaften Sagen bestätigt zu sehen, aufgeben mußten."

Die Gesellschaft steuerte den Banamu weiter hinan, und als sie am 1ten August bewohnte Gegenden erblickte, arbeitete sie noch frischer an der Ruderkant, in der Hoffnung, einen Vorrath Lebensmittel zu bekommen. Herrn Schomburgk's Boot war den übrigen voraus, und beim Wenden an einer Krümmung des Flusses sah man zwei Kanoe's mit Indianern. Da Hr. Sch. ein Paar Tage vor seinem Aufbruche aus der Niederlassung der Maopityans zwei Boten über Land geschickt hatte, um den Pianaghotto's seinen Besuch anzumelden, so hielt er die Herantretenden für Leute jenes Stammes, die ihn begrüßen wollten. Kaum hatten aber die Wilden seine Bote bemerkt, als sie in größter Hast entflohen. Die Maopityans im Gefolge des Hrn. Sch. erhielten den Auftrag, sie anzurufen, da ihre Sprache ihnen bekannt war; allein sie fanden kein Gehör. Man setzte ihnen in möglichster Eile nach, um sie zu erreichen, ehe sie landen und unnötigen Lärm schlagen konnten; allein die Verfolgten stießen sehr bald aus ihren Kanots und rannten stracks in die Wälder. Die Bote der Reisenden landeten ebenfalls, und diese folgten ihnen, ohne einen Augenblick zu säumen; allein sie fanden das ganze Hütendorf verödet. Hangematten, Kaffada, die noch in den Pfannen briet, Hunde, kurz Alles war im Stiche gelassen. Eine Menge Aerte, Messer und Pallasche lag in- und außerhalb der Hütten herum. Diese Geräte waren aus holländischen Fabriken, und die Maopityans warfen ihnen habgierige Blicke zu; allein Schomburgk gab strenge Befehle, daß man ja nichts wegnehmen solle.

Die an sich schon so bedenkliche Lage unseres Reisenden drohte durch Verrath und Ausreißen noch bedenklicher zu werden. „Ich war bereits“ — so erzählt er — „nach meiner Hangmatte zurückgekehrt und fühlte mich unangenehm getäuscht in meiner Hoffnung, die Pianaghotto's zu treffen, als einer der Wapissana-Indianer, die uns von dem Batu Tirabu aus begleitet, mir anzeigte, er habe die Maopityans unter sich verabreden hören, daß sie uns um Mitternacht unserem Schicksal überlassen und jeden Artikel von Werth mitnehmen wollten. Mein Entschluß war bald gefaßt: die sechs Maopityans wurden in eine der Hütten gesperrt; ich aber stellte mich mit einigen unserer Indianer als Schildwache davor und drohte ihnen, von unseren Feuertgewehren Gebrauch zu machen, die wir vor ihren Augen luden, wofür sie zu entfliehen versuchten. Der anbrechende Tag gab uns den stärksten Beweis von ihrem bösen Willen; denn es war kein Artikel von Werth mehr zu sehen, da sie in der Dämmerung Alles bei Seite geschafft hatten. Ich befiel die drei Hauptlinge als Geiseln und befahl den Uebrigen, das gestohlene Gut wieder herauszugeben, was denn auch in ein Paar Stunden geschah. Unsere Lage war im höchsten Grade kritisch. Da man uns einen Fluß hinanrudern sah, der in den Amazonenstrom mündet, so wurden wir für Portugiesen gehalten, und die Kunde, die uns gekommen war, daß die Indianer erst unlängst eine ganze Gesellschaft Brasilianer gemordet hätten, die den Fluß Dara hinanführten, war nichts weniger als beruhigend."

Erst nach vierzehntägigem Parren und Suchen begegneten die ausgeschickten Späher einer Familie von Juramata-Indianern, mit denen man schon an der Mündung des Banamu zusammengetroffen war. Diese Leute ließen sich leicht bereben, ins Lager zu kommen, von wo die jüngeren Männer, reichlich beschenkt, abgeschickt wurden, um die Befürchtungen der Pianaghotto's niederzuschlagen.

Jetzt nahmen unsere Reisenden eine nördliche Richtung, den Irian stromaufwärts, und verließen ein zweites Mal ihre Kanots und mit ihnen beinahe ihr ganzes Gepäck, da die wenigen treuen Makkus's der Gesellschaft nur die werthvollen Instrumente tragen konnten. Herr Sch. hatte den Schmerz, seine Sammlung naturgeschichtlicher und ethnologischer Merkwürdigkeiten zurücklassen zu müssen.

Sie setzten über den Fluß Iriau, der in den Banamu mündet, waten durch Moorland, stiegen über Anhöhen von 300—400 Fuß und erreichten am 21. August den ersten kleinen Fluß, der nordnordwestlich dem Korentyne zufließt. Die Gesellschaft befand sich jetzt wieder auf dem Hochlande, welches das Becken des Amazonenstroms von den nördlichen Gewässern sondert. Im Verlaufe ihrer Wanderung kamen sie zu einem Hütendorf von Drio-Indianern, die ihnen eine freundliche und herzliche Aufnahme gewährten. Dieses Dorf liegt unweit der Quellen des Kutari, eines westlichen Beiflusses des Korentyne. Dreißig Miles weiter gegen Osten wohnen die Kaloipityans oder Adler-Indianer. Ihre nächsten Nachbarn sind die Maro-Neger von Surinam, mit welchen Drio's und Pianaghotto's in freundslichem Verkehr stehen. Sie tauschen Jagdhunde, Roste zum Braten der Kaffada und andere notwendige Dinge gegen Pallasche, Aerte und Messer ein. Auf den Klängen aller Messer, die Herr Sch. sah, bemerkte er die bekannte Firma J. Lauer. Er schätzt die Zahl der Maro-Neger auf sechs- bis achttausend Seelen.

Unsere Reisegesellschaft war jetzt, zum dritten Mal auf ihrer mühseligen Fahrt, genöthigt, Kähne aus Baumrinde zu zimmern, mit denen sie bis an die Küste zu gelangen hofften. Am 6. September brach man von neuem auf. An Vorräthen nahmen die Reisenden einen Korb Mehl und so viele Jamburuzeln mit, als ihre Fahrzeuge fassen konnten. An dem Orte der Abfahrt war der Fluß ein bloßer Waldstrom und oft durch gefällene Bäume von 8 bis

9 Fuß Durchmesser gänzlich verstopft. Man mußte diese Stämme zerhauen, um mit den schwer beladenen Bötten hindurch zu gelangen. Die Fahrt ging eben deshalb so langsam von Statten, daß nach sechstägigen Anstrengungen erst 15 Miles zurückgelegt waren.

Der Fluß wird jedoch breiter, wenn er den Amatau von Osten und den Kuruni von Westen her aufgenommen hat. Am Zusammenflusse mit letzterem ist ein schöner Wasserfall, und die vereinigten Gewässer bilden einen Strom von ungefähr 300 Yards Breite. Von hier ab hat der Kutari an vielen Stellen ein starkes Gefälle, die, obgleich nicht gefährlich, doch sehr beschwerlich waren. Ein noch steilerer Wasserfall, den unsere Reisenden am 12. September erreichten, zwang sie, die Bote auszuladen und alle Fracht eine Strecke weit übers Land zu tragen. Das Wasser stürzt hier über zwei Schichten, von denen die erste 8—10, die andere 13—18 Fuß hoch ist, und welche einen prächtigen Katarakt bilden, der durch zerstreut herumliegende und reichlich mit Glimmer besetzte Quarz-Blöcke noch malerischer wird. Als der Sonnenstrahl auf diese Blöcke fiel, schienen sie zu bewahrheiten, was der unglückliche Raleigh von Guiana sagte, daß hier jeder Felsen Gold sey. Wirklich gab Herr Sch. diesem Wasserfall den Namen „Sir Walter Raleigh."

Der Lauf des Korentyne war bis dahin nordnordwestlich gewesen; aber am 19. September nahm er eine andere Richtung, nämlich gerade westwärts und oft südwestwärts; dabei war er von so vielen Felsen und Eilanden zerschnitten, daß seine Breite zu einigen 1000 Yards sich ausdehnte. Ob jemals ein Mensch diese Wildnisse besucht hat, davon zeugte nichts — Alles war Einöde, Natur in ihrer vorweltlichen wilden Großartigkeit.

Schon waren 14 Tage verfloßen, und noch konnte man den Wohnort nicht entdecken, welchen die Gesellschaft, eingezogener Kunde gemäß, schon am 10ten Tage hätte erreichen müssen. Sämmtliche Vorräthe waren aufgezehrt, den Korb mit Mehl ausgenommen, und die Klugheit erforderte, daß man Jedem von der Gesellschaft alle Tage nur sechs Unzen Mehl bewilligte.

In den folgenden zehn Tagen gab es nichts als Beschwerden, Entbehrungen und Gefahren, die von Allen mit Muth und Standhaftigkeit überdauert wurden. Der Korentyne ist nach Herrn Sch. der gefährlichste Fluß, dem er jemals in einer Barke sich anvertraut. Wegen der ungemein häufigen Wasserfälle mußten die Kanoes oft dreimal des Tages ausgeladen, die Befrachtung einige hundert Schritt weit geschleppt und dann wieder eingeschifft werden.

Einige dieser Katarakten waren überaus großartig und von der ganzen Pracht einer tropischen Landschaft umgeben. Den bedeutendsten derselben gab Herr Schomburgk die Namen „Friedrich Wilhelm“, „Lord Stanley“, und „Governor Light."

Die aus Baumrinde zusammengefügte Kanoes kommen auf die Länge in einen elenden Zustand. Die Reisenden mußten Stücke von ihrer Kleidung abreißen, um die Löcher zu verstopfen, welche durch stündliches Anstoßen an Felsen immer größer wurden. Ein Kanoe räumte man gänzlich und überließ es seinem Schicksal. Mitten in diesen Bedrängnissen entdeckte die Gesellschaft am 24. September, zu ihrer unaussprechlichen Freude, den Pfad, welcher vom Korentyne nach dem Essequibo führt; denn wie weit sie auch noch vom Ziel ihrer Reise entfernt waren, so verjüngte doch den Muth Aller der Gedanke, daß sie jetzt eine Gegend des Flusses erreicht hatten, die dann und wann von Menschen besucht wird; denn bis dahin hatten sie nur wilde Thiere zu Nachbarn gehabt.

Am Morgen des 28ten erreichten unsere Reisenden den Fuß der großen Wasserfälle, die Herr Schomburgk bereits 1836 besucht hatte. Das Härteste war nun überstanden; doch mußten sie noch drei bis vier Tagesfahrten machen, ehe sie hoffen konnten, ein Karaiiben-Dorf zu erreichen, und ihr Vorrath an Mehl hatte sich bis auf wenige Pfund — für funfzehn Personen; — verringert. „Wenn ich“, sagt Herr Sch., „meine ausgemergelten Gefährten so ansah, konnte ich's nicht über's Herz bringen, sie zu ermahnen, daß sie frischer drauf los rudern möchten."

Am Morgen des 1. Oktober war alles übrige Mehl — etwas über zwei Loth für jeden Mann — ausgezehrt. Schon zwei Tage lang hatten die Reisenden weder Wild noch Fische gefangen, und selbst Bergkohl (mountain cabbage), der ihnen sonst öfter den Hunger gestillt, war nicht mehr zu finden. So rafften sie denn alle moralische und physische Kraft zusammen, die wohl nur eiserne Nothwendigkeit ihnen geben konnte, und ruderten zehn Stunden lang ohne Unterbrechung. Ihre bewundernswürdige Ausdauer wurde, als der Abend einfiel, durch den Anblick des ersten Karaiiben-Dorfes belohnt. Der Hauptling desselben erkannte Herrn Schomburgk und ließ den Bedürfnissen der Gesellschaft sogleich abhelfen.

Am nächsten Morgen setzte Hr. Sch. die Reise fort, Herren Goodall zurücklassend, der ihm mit den Uebrigen am nächsten Tage und mehr nach Müße folgen sollte. Am 7. Oktober erreichte er die Pflanzung „Eliza and Mary“, deren Eigenthümer, ein Herr Jonas, ihn freundlich und gastlich aufnahm. Endlich am 13. Oktober hielt die ganze Reisegesellschaft ihren Einzug in Georgetown; und wir können unsere Erzählung nicht passender als mit den eigenen Worten des Führers beschließen: „Nachdem ich nun in einem Zeitraume von beinahe drei Jahren die Kolonie von ihrer Seeegränze bis auf zweiundvierzig Miles dießseit des Aequators durchwandert bin, kann ich mit freudiger Dankbarkeit sagen, daß eine gütige Vorsehung über uns gewacht, und daß Keiner von unserer Reisegesellschaft, sey es durch Zufall oder Krankheit, sein Leben eingebüßt hat."

## Algier.

Aus dem Briefe eines jungen Thüringers in der Algierischen  
Fremden-Region.<sup>\*)</sup>

Arzew, 4. October 1843.

... Es ging von Toulon nach Algier, von da nach Oran, und dann nach Arzew, wo ich jetzt noch bin. Leider bemerkte ich nur zu bald, in welches gräßliche Corps ich mich engagirt und in welches schreckliche Land ich mich begeben hatte. Diese Legion besteht nämlich aus zusammengelaufenen Lumpen von verschiedenen Nationen, aus Spießbuben, Züchtlingen, Räubern u. dgl. m. — und dies gilt nicht bloß von den gemeinen Soldaten, sondern auch von den Unter-Offizieren, ja selbst von einem größeren Theile der höheren Offiziere, die wegen Schlechtigkeiten flüchtig geworden sind. — Ferner ist der Krieg hier gar kein ordentlicher Krieg. Da geht es hinaus in einen Tribu und man bringt Weiber und Kinder um; dann kommen einmal die Beduinen in einer Schlucht zum Vorschein und sind augenblicklich wieder verschwunden. So ist es immer dieselbe Leiter: der hiesige Krieg gleicht einer Jagd auf wilde Thiere. Ferner ist der Soldat hier gar kein Soldat, abgesehen davon, daß er wie ein Thier behandelt wird. Anstatt zu exerciren, muß man von früh bis auf den Abend mit der Erdat Erde aufhauen, schaufeln, Steine auf Schubkarren zu- und fortführen, Mörtel machen, das Quartier aufputzen, einige Stunden weit her Holz auf dem Rücken zu tragen u. dgl. m. Zu allem diesem kommt nun noch die Hauptsache, nämlich das schrecklich ungesunde Klima, was in dem Maße stattfindet, daß man annimmt, es sterben 3 der hiesigen Soldaten. Es kommt dieses von der Hitze am Tage und der Kälte während der Nächte, von dem schlechten Wasser u. a. m. — Die Hauptkrankheiten, an denen die meisten Menschen sterben, sind: die Blut-Diarrhöe und das Fieber. Die ersten 14 Tage war ich gesund, doch sobald ich anfang zu arbeiten, ging auch die Diarrhöe und das Fieber an. Zuerst wollte ich mich selbst kuriren; doch da die Menschen kein Erbarmen hatten und ich, trotzdem, daß ich auf der Wache dreimal umfiel, immer noch arbeiten sollte, so begab ich mich endlich ins Spital. Vier Monate habe ich dort gelegen: erst vor einigen Tagen bin ich wieder herausgekommen, aber als ein bloßer Schatten.

Die Kleider, die ich bei mir hatte, sind mir auch in dem Spießbuben-Corps gestohlen, und bei 2 Gr. Sold, für 3 Tage, ist es unmöglich, sich etwas zu ersparen. — Mit dem Avancement ist es hier sehr schwer für einen ordentlichen Menschen; Lumpe, die sich einzuschmeicheln wissen, avanciren dagegen sehr schnell. Jetzt sehe ich, daß es mir unmöglich ist, eine Zeit von fünf Jahren hier auszubienen. Der Weg, auf dem ich noch am ersten befreit werden könnte, wäre, wenn ich mich remplacirte. Man findet hier zu jeder Zeit dergleichen Leute, wenn man ihnen eine Summe von 130—150 Thlr. giebt, um einen Mann zu kaufen; das Freikaufen bei der Regierung ist sehr theuer.

... Arzew ist ein bloßer Militair-Ort, wo kein Kaufmann oder Becholer sich aufhält; ich kann ungefähr noch zwei Monate hier liegen bleiben; dann wird es auf jeden Fall in die Ebene gegen den Feind gehen, und es dauert dann wenigstens ein halbes Jahr, ehe ich wieder einige Zeit ruhig liegen bleibe . . . . .

## Mannigfaltiges.

— Neumont's Vorlesung über die neuere italiänische Literatur. Im „wissenschaftlichen Verein“, der in diesem Winter sein Triennium vollendet haben wird, so daß einige fleißige und nie fehlende Damen allenfalls ein philosophisches Tentamen bestehen könnten, hat am vorigen Sonnabend (13. Jan.) Herr Dr. Alfred Neumont über die neuere italiänische Literatur gelesen. Diese genießt in Europa keines sonderlichen Rufes. Alle Welt kennt zwar einige Namen wie Manzoni und Silvio Pellico; das hält jedoch selbst Leute von Bildung nicht ab, zu versichern, daß es sich nicht der Mühe verlohne, die italiänische Literatur nach dem 16. Jahrhundert näher kennen zu lernen, da Alles, was den Stolz Italiens ausmache, älter sey und seitdem nur Nachahmer entweder der eigenen Klassiker oder der Franzosen und Engländer sich breit gemacht hätten. Nun ist an dem letzten Theil dieser Behauptung allerdings etwas Wahres: hauptsächlich in Folge der reactionären Stellung, die Italien seit dem 16. Jahrhundert dem übrigen, kirchlich, philosophisch und politisch fortgeschrittenen Europa gegenüber einnimmt, hat dasselbe die Wege, die es den romanischen Völkern bis dahin in der Wissenschaft und Kunst, besonders aber in der wahrhaft schaffenden Poesie, vorgezeichnet hatte, verlassen und sich zur Nachtretung auf bereits von Anderen geebneten Bahnen beschränken oder die kleinen Schleichwege aufsuchen müssen, auf denen die weltliche und geistliche Censur zu umgehen war; die herrliche klangvolle Sprache und der geschmeidige Geist der Italiäner haben jedoch trotzdem und zu allen Zeiten den Freunden der Kunst und des Schönen anziehende Momente dargeboten, und besonders unser Jahrhundert, das überall die Geister in Bewegung gesetzt, hat auch in Italien, obwohl dieses nur kurzer Intervallen des

\*) Wir verdanken die Mittheilung dieses an eine Verwandte des Schreibers gerichteten Briefes einem geschätzten Leser unseres Blattes.

Fortschritts sich zu erfreuen hatte, Schlummerndes geweckt und den Funken der Poesie wieder entzündet.

Herr Dr. Neumont, dessen Forschungen zur Geschichte der Sprache und Literatur Italiens in diesem Lande selbst und namentlich in Florenz, wo er sich längere Zeit als preussischer Gesandtschafts-Secretair aufgehalten, die ehrenvollste Anerkennung gefunden, hat uns in seinem leider allzu kurzen Vortrage ein flüchtiges, aber in charakteristischen und treffenden Zügen entworfen Bild des neueren literarischen und poetischen Lebens der Halbinsel vorübergeführt. Er bemerkte zunächst, daß den italiänischen Höfen des 16. Jahrhunderts in der Regel ein viel zu großes Verdienst um die Förderung der Literatur beigelegt werde: diese hätten vielmehr die Poeten, die in ihrer Abgeschlossenheit Heroen waren, entnerbt und zu schmeichlerischen Höflingen gemacht. Wir würden Herrn Dr. Neumont dankbar gewesen seyn, wenn er die Ursachen, die in den drei letzten Jahrhunderten lähmend auf Italiens geistige Richtungen überhaupt eingewirkt, vollständig entwickelt hätte; er begnügte sich jedoch, auf die Thatfachen, auf die Stellung der Dichter des sechzehnten, auf den Bombast des siebzehnten und auf die verweichtliche Poesie Metastasio's im achtzehnten Jahrhundert hinzuweisen, ohne des Prinzips und der Macht, die das und vieles Andere verschuldet hatten, näher zu gedenken.

Um so vollständiger und erschöpfender war Herr Neumont, als er auf sein eigentliches Thema kam, als er den Einfluß der ernster gewordenen Zeit, der despotisch-liberalen Ideen Joseph's II. und der französischen Revolution zu schildern begann, dem das neuere Italien zunächst die dramatischen Dichtungen Alfieri's und die Poesieen Vincenzo Monti's zu verdanken hat. Diese Dichter haben bekanntlich beide gleich starke Inkonsequenzen begangen, jedoch in diametral entgegengesetzter Richtung. Während nämlich Alfieri anfangs für die französische Revolution glühte und sich nachmals mit Heftigkeit gegen das siegende Frankreich wandte, war Monti, der die Franzosen, bevor sie die Alpen überschritten hatten, in seiner „Bassoiliana“ auf das entschiedenste angegriffen, später der Befehlshaber des Königs von Italien, der sich zu Mailand die eiserne Krone aufgesetzt, und nach der Vertreibung des fremden Eroberers war es Monti wieder, der die Hymnen zum Preise Oesterreichs sang. Gleichwohl sind die Terzinen seiner „Mascheroniana“, eines Gedichtes, dem er zum Andenken seines verstorbenen Freundes Lorenzo Mascheroni diesen Namen gegeben, die besten, die dem Dante in neuerer Zeit nachgebichtet worden. Dagegen verdienen seine vielgerühmten Trauerspiele „Aristodem“ und „Galeotto Manfredi“ keinesweges den Ruf, den sie genießen, denn sie entbehren eben so wie die Tragödien Alfieri's, als Nachahmungen Racine's in der Sprache und Charakteristik, und Voltaire's im theatralischen Effect, des Stempels der eigenen Nationalität. Weniger trifft dieser Vorwurf den „Carmagnola“ Manzoni's, mit welchem und Goethe zuerst bekannt gemacht und dessen Ehre besonders von Herrn Neumont nach Verdienst gewürdigt wurden. Ueberhaupt hat uns das, was er über Alessandro Manzoni und den ihm an Edelmuth des Charakters und an gläubiger Gemüthsstimmung so ähnlichen Silvio Pellico, so wie über den theilweisen Gegensatz Beider, über Giacomo Leopardi, gesagt, am meisten angesprochen. Außer einigen Tragödien Pellico's werden auf den Bühnen Italiens nur auch noch die Trauerspiele Nicolini's: „Antonio Foscarini“, „Giovanni da Procida“, „Ludovico Sforza“ und „Arnold von Brescia“ gegeben, von denen uns der Vortragende besonders das letztere als ein mit Shakespeare'schem Geist gedichtetes Werk ersten Ranges schilderte, so daß wir in der That begierig geworden, dasselbe kennen zu lernen.

Von den Dichtern der Lombardei, deren Bewohner Herr Neumont als die rührigsten Italiäner bezeichnete, nannte er uns außer Manzoni und Pellico auch noch Grossi, Prati, Sestini, Luigi Carrer, Berchet und Cesare Cantu<sup>\*)</sup>. Weil ihnen die Gegenwart verschlossen ist, suchen diese Dichter in der Vergangenheit Motive, um Italiens Größe oder Trauer zu singen. Daher sind es meistens düstere Stoffe des Mittelalters, die sie entweder in Balladen oder, wenn sie damit ausreichen, in Romanen verarbeiten, und nicht sowohl dieser Wahl halber, als weil es ihnen zuweilen gefällt, Victor Hugo und dessen Schule an Gräßlichkeiten noch zu überbieten, darf sie unser Tadel treffen. Von den Romanendichtern, die sich meistens den schottischen Novellisten zum Muster genommen, sind außer den Genannten auch noch Rosini und d'Azeglio (Verfasser des „Ettore Hieramosca“) in Deutschland einigermaßen bekannt, während Ugo Foscolo's „Briefe des Jacopo Ortis“, obwohl eine Nachahmung der „Leiden des jungen Werther“, doch so durch und durch von nationalem Geist und italiänischer Gluth erfüllt sind, daß sie bei uns wohl mehr gekannt zu seyn verdienen, als es der Fall ist. Als Verfasser des in Italien viel gelesenen, anonym erschienenen Assedio di Firenze (Belagerung von Florenz) bezeichnete uns der Redner Herrn Guerrazzi, doch erklärte er den Beifall, den dieser Roman gefunden, nicht für gerechtfertigt.

Wir haben in dieser Uebersicht nur einen sehr kleinen Theil der Namen genannt, über welche Herr Dr. Neumont gesprochen, glauben jedoch schon hierdurch eine Idee von der Reichhaltigkeit des Inhalts seiner Vorlesung gegeben zu haben.

\*) Letzterer hat sich gleichzeitig als Novellist — besonders durch seine „Margherita Puffetta“ — wie als Geschichtschreiber — durch eine in ziemlich großartigem Stil angelegte, aber noch nicht vollendete Storia Universale — einen bedeutenden Ruf in Italien erworben.